



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sparsamkeit und Selbsthilfe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sparsamkeit und Selbsthilfe



Wenn Sparsamkeit eine Tugend und Verschwendung ein Laster ist, dann sollen wir die Tugend üben und das Laster fliehen. Wenn sparsam sein Wohlstand schafft und verschwenden den Menschen an den Bettelstab bringt, dann sollen wir das erste thun und das zweite lassen, und wenn es recht ist, daß der Verschwender unter Vormundschaft gestellt wird, wenn das Laster den ganzen Menschen ergriffen hat, dann soll man seine Klagen über den Gang einer Zwangserziehung nicht tragisch nehmen.

Was aber für den Einzelnen gilt, gilt auch für ein ganzes Volk. Wenn in einem Einzelhaushalte die Einnahmen kleiner werden, dann wird der vernünftige Hausherr dafür sorgen, daß sich auch die Ausgaben verringern, er wird sparen. Oder er wird seinen Haushaltsgenossen eine neue Ordnung zeigen und vorschreiben, die imstande ist, die Einnahmen zu erhöhen. Thut er nichts, läßt er die Dinge gehen, wie sie gehen, dann muß er davonlaufen, das heißt zu Grunde gehen. Nicht anders als im Einzelhaushalte steht es im Gesamthaushalte eines großen Volkes. Alle Regeln und Gesetze, die für die zehnköpfige Familie gelten, gelten auch für die Wirtschaft eines Fünzigmillionenvolkes.

Soeben hat die Geburtstagsfeier unsers großen Deutschen die schon recht abgeflaute Brise nationalen Fühlens in einen Sturm ehrlicher Begeisterung umgewandelt, und man könnte kaum ein Winkelschen in dem weiten deutschen Reiche nennen, wo nicht mit vollen Segeln die hochgehenden Wogen durchkreuzt worden wären. Hunderte von gutgemeinten Reden thaten aufs neue kund, „daß wir sein wollen nun und immerdar ein einzig Volk von Brüdern,“ daß uns „Deutschland, Deutschland über alles“ geht, daß „Enkel kraftvoll walten“ sollen, „schwer Errungnes zu erhalten,“ und daß jeder Einzelne sein will und

fein soll ein kleiner „Mehrer des Reichs an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gefittung!“

Es ist ja leichter, durch einen lauten, dröhnenden Aufruf zum Kampfe Begeisterung zu erwecken, als durch ernste Ermahnung zu Frieden und Gefittung. Aber das Gefühl eines fürchterlichen lagenjämmerlichen Zustandes muß doch alle die erfassen, die diese schönen Vorsätze ernst nehmen wollen und zwei Minuten darauf sehen müssen, wie sich das „einzige Volk von Brüdern“ in harten wirtschaftlichen Kämpfen in den Haaren liegt, und wie jeder bestrebt ist, den andern zu schwächen oder in den Sand zu strecken. Das ist das Bild des Tages! Alle die schönen Versicherungen verblaffen in der Sonne, sie sind nur auf Mondenschein oder Lampenlicht geacht!

Holla! Eßt Quäker Dats! Das ist das beste und billigste Volksnahrungsmittel, nur einen Pfennig der Teller Suppe! — Holla! Glaubt es nicht! „Herculo“ ist das beste! Schon die alten Germanen aßen „Herculo“! Aus „Herculo“ nahmen sie ihre Riesenkräfte, um das Liegen auf den Bärenhäuten aushalten zu können! — Holla! Kauft Rathreiners Aneipp-Malzkaffee! Kauft, kauft, oder ihr werdet sehen, wie elend ihr werdet! Alles andre ist Schund, Rathreiners Aneipp-Malzkaffee allein ist „echt“! — Holla! Laßt euch nicht bethören! Andre Hofers Feigenkaffee ist der beste; laßt euch nicht ausbeuten! — Holla! Die große Silberkrisis ist daran schuld, daß wir fast verschenken alles, was aus Zinn und Blei geformt ist! — Holla! Kein Kind wird groß, wenn es nicht mit Levys Kindernährmittel aufgepäppelt wird! Mehr als hundert Professoren empfehlen Levys Kindernährmittel! Weil dieses allein stärkfrei ist, darum werden alle Kinder, die es essen, groß und stark! Es ist im Schlosse Sr. Majestät in Gebrauch, seht das große rote Siegel unter dem mir „teuern“ Zeugnis! — Holla! Das Stiefelausziehen, diese Tag für Tag wiederkehrende, nie abzustellende Menschenplage, besorgt in „verblüffender“ Weise unser neuer Stiefelauszieher; auch er ist im Schlosse Sr. Majestät in Gebrauch. — Holla! Wer ist noch auf der Welt, der sich nicht mit Mosesohns Fettseife wüsche? Wer will schön werden? Sie? Dann waschen Sie sich nur mit meiner Seife! Schutzmarke Biepmaz! — Das ist so eine kleine Probe von dem, was wir Konsumenten uns gefallen lassen müssen, und — was noch ärgerlicher und verrückter ist — was wir alles bezahlen müssen. Ja, lieber Hausvater, gewöhne dich daran, jedesmal wenn dir dein Kind eine Chromokarte von Liebig, von Kemmerich oder von Blookers Kakao zeigt, jedesmal, wenn dir aus den Cigarren- oder Cigarettenläden vollbusige nackte Frauenzimmer zuwinken, jedesmal, wenn du die unzähligen großen Anzeigen in den Zeitungen vor dir hast, gewöhne dich daran, daß du der bist, der sie bezahlt. Aber versöhne dich nicht mit diesem Gedanken, sondern denke! Denke aber nicht gleich, was so viele nicht denken, aber schwagen, daß das ein Zeichen unsrer „hohen Kultur“ sei, und daß das so sein müsse und gar nicht anders sein könne!

Experientia est optima rerum magistra. Lassen wir das gelten, ehe wir *experimentum in corpore vili* vornehmen lassen! Und haben wir nicht wirtschaftliche Einrichtungen genug, an denen wir sehen können, daß wir Tag für Tag Unsummen verschwenden, und daß wir Güter auf Güter häufen könnten, wenn wir nur daraus lernen wollten? Nehmen wir als erstes Mittel für den Anschauungsunterricht die Post. Denken wir uns, wir hätten statt der einen, einzigen Post deren fünfzig in Deutschland. Würde es dann wohl möglich sein, einen gedruckten Brief von Hamburg nach Wien zu schicken, und wenn unser Freund dort inzwischen verstorben oder gestorben ist, ihn uns wieder zurückzuschicken und uns noch dazu Auskunft zu geben, was geschehen ist und das alles für 3 Pfennige? Ich wundere mich täglich, daß dieses eine Experiment nicht schon genügt, zu zeigen, welche Leistungsfähigkeit in der Arbeitsvereinigung liegt. Wie würde die Leistungsfähigkeit sinken, wenn die Beförderung der Briefe und Postfachen, statt wie jetzt in einer, in fünfzig Händen läge, und wenn sich diese fünfzig so bekämpften, wie es in andern wirtschaftlichen Kreisen geschieht, besonders aber im Kaufmannsstande, also in dem Stande, der die Warenvermittlung übernimmt? Der eine würde dem andern und der andre dem einen die Kunden hier so gut abzujagen suchen, wie im Seifenhandel, und die Jagdkosten müßten auch hier wir bezahlen, die die Treiber zu stellen haben. An Stelle des einen Briefträgers, der alle ins Haus kommenden Briefe zu verteilen hat, würden dann vier bis fünf in ein Haus kommen. Es würden sich also vier oder fünf mit einer Arbeit beschäftigen, die von einem einzigen gethan werden könnte, und da alle vier davon leben wollen, würde die Arbeitsleistung viermal so teuer sein. Es würde genau so werden, wie es heute in der Versorgung mit den notwendigsten Nahrungsmitteln Regel, Recht und Gebrauch ist. Milchmann A liefert ins Parterre, B in die erste Etage, C in die zweite, D in die dritte, und E hat den Keller und die Dachbewohner zu versorgen. Jeder kommt mit seinen Milchkannen angerasselt und rasselt wieder davon, wenn er den einen im Hause versorgt hat. Er hätte aber in derselben Zeit den Bedarf des ganzen Hauses decken können, und damit hätten wir die Arbeitszeit und die Arbeitskraft von vier gesunden Männern erspart. Nicht anders ist es bei der Versorgung mit Brot, Fleisch, Kolonialwaren u. s. w. Das Haus kann als Sehenswürdigkeit gezeigt werden, das von unten bis oben in den notwendigsten Nahrungsmitteln einen und denselben Lieferanten hat.

Wenn in einem begrenzten Bezirke die Geschäfte von zehn Personen vollauf versorgt werden können, dann ist es Verschwendung an wohlstandschaffendem Material, ja es ist unsittlich, wenn dafür zwanzig oder dreißig Personen thätig sind, ohne daß der Einzelne günstigere Arbeitsbedingungen erhalten kann. Man muß die Scheinarbeit trennen von der wirklich produktiven Arbeit, und man muß in unnützer und in unproduktiver Arbeit so wenig Kräfte beschäftigen, als irgend möglich. Auch das Seiltanzen ist eine Arbeit, sogar eine schwere,

aber was sollte aus dem Wolke werden, das das Seiltanzen als eine wichtige, notwendige Beschäftigung ansähe?

Überlegt man sich den Zweck einer volkswirtschaftlichen Ordnung, dann muß man, auch ohne jahrelang Nationalökonomie wissenschaftlich getrieben zu haben, erkennen, daß eine Ordnung zur Unordnung wird, sobald es schwerer wird, Produkte an den Mann zu bringen, als sie zu erzeugen. Der Zweck aller Arbeit ist in erster Reihe, vorhandne Bedürfnisse zu befriedigen; hieran sollen sich alle vorhandnen Menschenkräfte und die Naturkräfte, soweit sie sich der Mensch dienstbar gemacht hat, beteiligen. Erst dann, wenn die vorhandnen Bedürfnisse allerbefriedigt sind, erst dann sollte man neue hervorrufen dürfen, die an und für sich zum Leben nicht unbedingt nötig sind. Wie es aber heute getrieben wird, wie sich der gescheitste (? D. R.) Mensch heute z. B. unter das Joch der „Mode“ treiben läßt, ist es für jeden Vernünftigen ein widerwärtiges Verhältnis. Was irgendwo ein auf Beute gierig ausschauen der Schneider oder Kaufmann erfindet, das wird zum Gesetz erhoben, das hoch und niedrig zwingt, ihm zu gehorchen. Welche Arbeitskraft durch eine einzige Puffärmelseuche vergeudet und verschwendet wird, ist gar nicht abzuschätzen. Wie ein Kind alles haben will, was es neues sieht, so bleibt der Mensch auch hierin sein ganzes Leben lang Kind, wenn es gilt, andre nachzuahmen und sich neue Bedürfnisse einzubilden. Einen kleinen Hang zur Verschwendung haben wir alle, wenn wirs dazu haben.

Wissen wir das aber und sehen wir, daß wir es nötig haben, in wirtschaftlichen Dingen bevormundet zu werden, und sehen wir, daß eine Bevormundung, die sich auf praktische Lebenserfahrung stützt, unser bestes will, so sollen wir sie annehmen. Wir fügen uns ja schon in so vielen Dingen, ohne zu mucken, weil wir wissen, daß es nicht anders geht. Wir kleben die Freimarken in die rechte Ecke des Briefes, wir reisen genau um die Zeit, die die Bahn bestimmt, wir schicken vom sechsten Jahre an unsre Kinder in die Schule, wir lassen sie impfen; alles das thun wir, weil wir wissen und einsehen, daß es vernünftig ist, wenn sich der Einzelne dem Ganzen eingliedert.

Man braucht durchaus nicht sentimental zu werden, man braucht sich und andern durchaus nicht einzureden, daß es nur Menschenliebe, Bruderliebe sei, die allein gesündere wirtschaftliche Verhältnisse schaffen könne. Man wird und muß zuletzt einsehen, daß es ein schreiendes Unrecht ist, wenn für Thorheiten unbefehen von Hoch und Niedrig Millionen ausgegeben werden, während der wichtigste Beruf der Deutschen, die Landwirtschaft, verkümmern und verkommen muß, weil ihn die fleißigste Arbeit und die hellste Gottesgnadensonne nicht vor Kummer und Sorgen schützen kann. Wird wohl der Soldat mutig in die Schlacht gehen, der schon vorher weiß, daß alle Tapferkeit nichts nützt, daß er sein Ziel niemals erreichen kann? Wie kann man vom Bauern verlangen, er solle sein Feld mit der Lust und der Liebe bestellen, die einzig und allein

aus der Hoffnung auf Erfolg, auf eine lohnende Ernte entstehen kann? Den Dichter, den Komponisten, ja den König und Kaiser will ich sehen, der nicht alle Schaffenslust verliert, wenn er schon vorher weiß, daß das beste, was er zu leisten vermag, von andern als wertlos betrachtet wird. Und warum verkümmert der Landwirt bei uns und in den Nachbarländern? Weil ihm der Wert seiner Arbeit, seiner Arbeitserzeugnisse vom Auslande so niedrig angesetzt wird, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, dabei zu bestehen. Dem Inlande, seinem eignen Vaterlande, muß der Landmann Steuern zahlen, er muß seine Söhne Soldat spielen lassen, er hat mit Unkosten und Lasten zu rechnen, die ihm das Inland auferlegt. Vom Auslande aber, das weit billiger arbeitet, wird ihm vorgeschrieben, was er für sein Getreide, also für seine Arbeit haben soll. Wenn das recht ist, dann weiß ich nicht, was noch unrecht ist auf der Welt. Ich weiß auch nicht, was werden soll, wenn in diesem oder in einem der nächsten Jahre Deutschland eine Mißernte zu verzeichnen hat, während vielleicht in Amerika oder in Asien die Getreidespeicher vor Erntesegen knacken.

Die Verquickung des Ackerbaues mit industriellen Betrieben, z. B. mit Brennereien, Papierfabrikation, Zuckersfabrikation, die an gar vielen Stellen allein imstande gewesen ist, das böse Wort Defizit auszusperren, hat nun auch schon wieder ihr Ende erreicht. Die Zuckergewinnung lohnt sich nicht mehr, weil zu viel produziert wird. Also weil Gott die Menschen mit reichen Ernten versorgt, weil er sie ausrüstet mit klarem Verstande, der eine immer größere Ausnutzung der Naturkräfte und der Rohprodukte zur Folge hat, darum müssen Tausende und Hunderttausende Not leiden. Ich denke hierbei nicht bloß an die Not der arbeitenden, besitzlosen Klassen, sondern auch an die Not der großen Leute, der „Setznochbesitzer.“ Wie mancher hat seine ersparten Gelder hineingesteckt in Zuckersfabriken, weil er sah, daß sie sicher und gut angelegt waren, wenn sie vorhandne Bedürfnisse befriedigt hätten. Nun hat sich aber, nicht auf einmal, sondern als ganz natürliche Folge, als Endzeichen einer ungesunden, anarchischen Wirtschaftsordnung das Blatt gewendet; der vorhandne Bedarf ist kleiner, viel kleiner als die Menge des hergestellten Zuckers. Vor vollen Speichern lagern hungernde und sorgende Scharen. Das sind doch Zustände, die kein vernünftiger Mann gesund nennen oder gar loben kann. Hier muß mit vernünftigen, ehrlichen, gesunden Mitteln eine Änderung angestrebt werden. Daß diese Mittel derb wirken müssen, daß eine Besserung nur durch eine Radikalkur möglich ist, das weiß man im Zucker- und im Weizenreiche nur zu gut. Man weiß das aus den unerbittlichen Zahlen, die der eine dem andern vorführt. Wer es wissen will, der weiß, daß heute 2500000 Tons, das sind 50 Millionen Pfund Zucker fertig daliegen und darauf warten, gekauft zu werden.

Man weiß aber noch mehr. Man weiß, daß man in diesem Jahre 5 Millionen Tons Rübenzucker und $4\frac{1}{2}$ Millionen Tons Rohrzucker dazu ernten wird, und daß diese kommende Ernte die vorige wieder um eine Million Tons

übersteigen wird. Wer da noch mit Vertrauen in die Zukunft des Zuckers sieht, den soll man als ein Wunderzeichen des herrlichen Optimismus in sechsundneunziggrädigen Spiritus setzen und das ganze Jahr 1896 darin stehen lassen. Deutschland, Österreich und Frankreich haben zur Ausfuhr zwischen März und August dieses Jahres 1300000 Tons; im vorigen Jahre hatten sie 730000 Tons. Also sind 570000 Tons in diesem Jahre zu viel vorhanden. Wohin damit? Der Verbrauch steigert sich nur ganz allmählich; gegen das vorige Jahr ist er in Deutschland, Österreich, Frankreich, England und Nordamerika in der Zeit vom 1. September bis 1. Februar nur um 17000 Tons gestiegen.*) Und 730000 Tons haben allein die obengenannten drei Länder zu viel.

Alle Hoffnung der unglücklichen glücklichen Zuckerbesitzer stützt sich nun darauf, daß man zur Vernunft kommen und weniger Rüben anbauen werde. Das hofft der eine, und das hofft der andre. Aber es thut es weder der eine noch der andre. Die aus dem Westen schelten auf den Osten, und umgekehrt, und wenn das Jahr herum ist, sitzen wieder alle auf ihren Rüben und salzen die süße Melasse mit Thränen bitterer Reue. Wo soll da mancher Landpfarrer den Mut hernehmen, am Erntedankfest seiner Gemeinde Dankgebete für reiche Ernte vorzubeten?

Warum es die an der Spitze der landwirtschaftlichen Bewegung stehenden Herren nicht unternehmen, den Beweis dafür zu bringen, daß das ehrliche Bedenken unsers Kaisers, es könnte den Arbeitern das Brot verteuert werden, ohne weiteres zu zerstreuen ist, das ist mir unbegreiflich. In Berlin, in Hamburg, in Breslau und überall kann ohne Mühe an der Hand der bestehenden Brotpreise nachgewiesen werden, daß den Landleuten ein wesentlich höherer Preis für das Getreide gezahlt werden kann, ohne daß das Brot auch nur um ein Prozent teurer zu werden braucht. Das klingt ganz verwunderlich, und wenn man die Gründe für eine solche Möglichkeit nicht aufsuchte, könnte ja ein Kaufmann gar nicht daran glauben. Fürst Bismarck hat die Brotfrage öfter erörtert, und er hat mit Recht und sicher nicht ohne Beweise behauptet, daß der Getreidepreis auf den Brotpreis gar keinen Einfluß habe. Mit andern Worten: wenn die Bäcker das Mehl geschenkt bekommen, backen sie das Brot und die Semmel doch nicht größer. Warum nun — die führenden Herren König und Genossen leben doch auch in einer großen Stadt und essen täglich Brot — weisen sie auf diese merkwürdige Erscheinung nicht hin, oder noch richtiger, warum nützen sie sie nicht zu ihrem Vorteil aus? Wer heißt es ihnen, auf dem Wege des Suchens nach bessern Preisen beim Getreidehändler Halt zu machen? Betreibt man in großem Maßstabe die Herstellung fertiger Fabrikate

*) Und das trotzdem, daß in allen größern Städten in den letzten Jahren diese infamen, bloß zur Mäsherei verführenden Zuckerzeugladen dukendweise entstanden sind!

aus landwirtschaftlichen Produkten, warum sollten sie nun nicht die Brot- und Gebäckerzeugung in großem Stile vornehmen?

Ich will Herrn Kanitz einmal vorrechnen, was der Konsument in Hamburg für den Zentner verbacknes Weizenmehl bezahlt. Vielleicht kennt er die sogenannten Hamburger „Kundstücke,“ die aus Weizenmehl, Wasser, Salz und Trieb gebacken werden. Hundert Pfund Mehl geben 125 Pfund Semmel, jede Semmel wiegt 45 Gramm und kostet $2\frac{1}{2}$ Pfennige, denn für 10 Pfennige giebt's vier; aus einem Zentner Mehl werden also 1400 Semmeln, wofür der Konsument $1400 \times 2,5$ Pfg. = 35 Mark bezahlt. Also aus 12 Mark Mehlp reis werden 35 Mark Semmelpreis!

Jeder sieht, daß der Preis des Mehls nur den dritten Teil ausmacht von den Gesamtkosten der fertigen Semmel. In hundert Semmeln, die je 2,50 Pfennige kosten, stecken

86	Pfennige Mehlskosten, wenn der Zentner Weizenmehl 12 Mark kostet					
93	"	"	"	"	"	13
100	"	"	"	"	"	14
107	"	"	"	"	"	15
114	"	"	"	"	"	16

Was darüber bezahlt werden muß, das sind die sogenannten Regiekosten, der Arbeitslohn und Bäckerge winn. Daß diese aber bei vernünftigen Betrieben und bei sparsamer Austeilung des Gebäckes auf jeden Zentner verbacknes Mehl 23 Mark ausmachen müssen, das muß doch sehr bezweifelt werden. Es fällt mir nicht ein, den Bäckern Brotwucher vorzuwerfen, aber das behaupte ich, daß wir die wichtigste Frage, die Brotfrage, die Umwandlung des Getreides in Mehl und des Mehls in Brot, mit einer Nachlässigkeit behandeln, die ihres gleichen sucht. Millionen über Millionen könnten dem deutschen Volke im Jahre erhalten bleiben, wenn aus diesem Kleingewerbe eine Großindustrie würde, die sowohl die Herstellung als die Austeilung des Gebäckes nach dem Stande der hierfür auf Verwendung harrenden Maschinen unternähme. Dabei ist es selbstverständlich, daß die Eigentümlichkeit der Bäckerei gewahrt bleiben muß, daß also die Bäckereien in der Stadt und nicht wie die Brennereien und Zuckerfabriken auf dem Lande mitten auf dem Felde stehen müssen.

Wollen also die Landwirte nicht länger auf Staatshilfe warten, wollen sie aber auch Berufsgenossen vor dem Untergange retten, dann wird ihnen kaum etwas andres übrig bleiben als zur Selbsthilfe zu greifen und irgendwo damit zu beginnen, daß sie zu Gunsten der Rohpreise auf dem Wege zur fertigen Ware hin sparen.

Das, was gespart werden kann, kann den Getreidebauern zu gute kommen; dem Arbeiter aber wird man durch die Einrichtung einer wirklich mit allen Hilfsmitteln ausgestatteten Bäckerei ein tadelloses und trotzdem noch ein billigeres Brot liefern können als jetzt. Dadurch wird sich ein solcher Betrieb ein Schutz-

monopol schaffen können, das ohne Zweifel mehr nützen kann als manches vom Staatsrat genannte Mittel. Fassen das Männer mit an, die der Schuh drückt, so ist für ein Gelingen die sichere Grundlage gegeben; wissen sie doch, daß sie nur dann bequemere Schuhe werden tragen können, wenn richtig bestellt und sparsam geerntet, gut gemahlen und gut gebacken wird. Das Interesse der brotliefernden Genossenschaften an ein vorzügliches Brot beginnt mit der Ausfaat des Kornes und hat erst ein Ende, wenn klingendes Gold dafür herein ist. Dann ist auch nicht zu befürchten, daß das Volk Bürokratenbrot essen muß, und daß Geheimräte den Teig anrühren. Die müssen vor der Backstube bleiben. Unser Kaiser läßt die deutschen Panzerschiffe auch nicht von Geheimräten steuern.



Die Bestimmung einer Kriegsflotte



Flotten waren anfangs nur Transportmittel, um die Streitkräfte eines Landes über See nach dem feindlichen Gebiete hin zu bringen; dieses Gebiet allein war der Kampfplatz. Erst später, als die See als die beste Verbindungsstraße für den Verkehr zwischen den einzelnen Völkern erkannt und benutzt wurde, bildeten sich die Schiffe, die Flotten zur Streitkraft selbst aus, auch die See wurde Kampfplatz, und damit das Ringen um die Seeherrschaft die erste Aufgabe einer Flotte; denn erst wenn die Seeherrschaft*) errungen ist, bieten sich die eigentlichen Mittel, den Feind zum Frieden zu zwingen.

Als solche Mittel kommen hauptsächlich in Betracht: 1. Landungen, namentlich solche in Verbindung mit dem Heere, oder wenigstens Drohung von Landungen. 2. Die Schaffung von Haupt- oder Nebenoperationsbasen für das Heer oder Heeresteile. 3. Die Blockade und damit die Verhinderung der Zufuhr zur feindlichen Küste und des Verkehrs durch Neutrale. 4. Die Schädigung der transatlantischen Seeinteressen des feindlichen Staates. 5. Die Zerstörung und Brandschatzung der feindlichen Küstenstädte. Diesen Mitteln gemäß wird sich der Seekrieg in der Hauptsache an der Küste, d. h. an der Landesgrenze des Staates nach der See zu abspielen, und es kommt nur in Frage, ob das an der Küste des eignen Staates oder an der des Feindes geschehen soll.

*) Seeherrschaft hier im Sinne der Seebeherrschung dem Feinde gegenüber (command of the sea).